

# Die Gefahr, das Risiko, der Kampf – und der Applaus

Rodeo in Brasilien – die acht-Sekunden-Ritte auf den Stieren ziehen mehr Zuschauer an als Fußballspiele oder Karneval

Von Wolfgang Kunath

Allein diese Cowboy-Stiefel. Aus urig geschicktem Ochsenfell oder feinem, gedecktem weißem Leguan-Leder, aus genopptem Straußen- oder edlem Krokodil-Leder, und alles fein bestickt und gesteppt und gepunzt und gestanzt. Oder die wunderbaren Gürtel aus geflochtenem Pferdehaar und Schlangen-Leder mit den herrlich protzigen Gold- und Silberschnallen, wie Bierdeckel so groß. Ein Rodeo ist immer auch ein großer Markt. Autohupen, die nicht hupen, sondern muen, über die florierende CD-Spezialsparte bis hin zu den Stieren, von denen die guten, also die wilden, so viel kosten wie ein Mittelklassewagen nationaler Produktion – die Western-Branche setzt in Brasilien jährlich drei Milliarden Dollar um.

Und dennoch: Gemessen am Schuhwerk, mit dem Todinho Bombeiro im hüftschwingerigen Rodeo-Stadion von Barretos herumspaziert, sind auch die ausgefallenen Modelle der teuersten Western-Kollektionen nur Klümpchen. Der 42-jährige Todinho, von Beruf Cowboy und Feuerwehrmann, merkt es natürlich, dass man staunt auf seine Stiefel schaut, „da hab ich mich darüber. Tap“, sagt er stolz, „so was hat natürlich nicht jeder.“

Todinho Bombeiro trägt Jaguar-Stiefel. Wohlgerückt: Jaguar Also Fell. Kein Imitat. „Wissen Sie, ich war vor zehn Jahren im Pantanal stationiert“, erzählt er mit etwas aufgeregter Beiläufigkeit, „da hab ich mich geschossen. 95 Kilo hat er gewesen. Das Fleisch haben wir gegessen, und aus dem Fell hab ich ein Paar Schuhe für meine Freundin machen lassen, und zwei Paar Stiefel für mich, und den Gürtel.“

Todinho ist nicht der Mann, der darüber diskutiert, ob man im Pantanal, Brasiliens spektakulärster Naturschutzgebiet, Jaguare schießen darf: sechs Stück Vieh hatte er gerissen, basta. Mit der Freundin ist es übrigens längst aus – ja, und die Schuhe? „Hat sie natürlich mitgenommen“, sagt er. „Im übrigen, für einen Peão ist das einfach nichts mit dem Heiraten. Die Frauen schreiben einem aus Eifersucht alles Mögliche vor, und das mag man nicht.“

Peão heißt „Landarbeiter“. Aber so lautet auch die Berufsbezeichnung für Leute wie Todinho: Waghalsige Burschen, die sich auf die Rücken wilder Stiere setzen, die die Herausforderung suchen und davon träumen, eines Tages als Rodeo-Stars zu Weltklasse zu gehören. Und die dafür das Risiko eingehen, sich alle Knochen zu brechen.

Also ist ein Peão die brasilianische Variante des Cowboys? „Nein, nein“, wehrt Jose Sebastião Domingos ab, und der muss es wissen, „der Cowboy arbeitet mit der Kuh und der Milch. Der ist immer im gleichen Ort, wohnt im gleichen Haus, liegt mit der gleichen Frau im Bett.“ Der Peão dagegen hat mit den männlichen Tieren, also mit dem Fleisch, zu tun. Er trieb einst die Rinder in wochenlangen Zügen aus den entlegenen Weidewirtschaften zu den Schlachthöfen. Er war also ständig unterwegs, ohne festes Dach überm Kopf. Und ohne feste Frau im Bett.

Jose Sebastião Domingos ist heute ein alter Herr, der in den fünfziger Jahren Präsident der „Independentes“ war. Das ist ein kleiner Club betuchter Männer, der seit 48 Jahren das mittlerweile größte Rodeo Lateinamerikas – und das zweitgrößte weltweit – ausrichtet, in Barretos. In dem Ort – heute vier Stunden auf der schnurgehenden Autobahn von São Paulo entfernt – wurde 1913 das größte Kühlhaus Südamerikas in Betrieb genommen. In Barretos endeten also die großen Rindertrecks von hier aus ging das Fleisch mit der Bahn nach Santos am Atlantik und dann per Kühlschiff in die ganze Welt.

Als die Gründer der „Independentes“ 1955 beim Bier – und natürlich beim Churrasco – auf die Idee kamen, ein Rodeo zu veranstalten, war diese Welt der Peão bereits im Untertönen befallen. Heute ist fast vollends passé. Die Futtermittel-Industrie hat die Abhängigkeit der Fleischproduktion von der Weidewirtschaft aufgelöst, Rinder werden heute nicht mehr ins Schlachthaus getrieben, sondern gefahren. Das traditionelle Berufsbild des Peão ist also teils entwertet, teils aufgewertet. Entweder der Peão ist Lastwagenfahrer geworden – oder Artist und

Aus armidichten Eisenrohren sind die weiß gestrichelten, mit Rinderkot beschmierten Laufgitter durch die die Stiere, einer nach dem anderen, in die Boxen am Rand der Arena getrieben werden; die sind gerade so groß, dass ein Tier hineinpasst. Assiiert von hektischen Helfern, setzt sich der Peão, durch einen ledernen Brustpanzer und schürzenartige Beinkleider geschützt, von oben auf den Rücken des Stiers, der sich der Enge zum Trotz immer wieder aufzubäumen versucht. Auf der Bühne hinter den Boxen sagen Lautsprecher-Batterien in den nächtlichen Himmel, und wenn die Tür des Stierkäfigs aufgerissen wird, steigen sich Lautstärke und Redeschwindigkeit des „Locutor“, des Stadionsprechers, als wollte er Adrenalinaustöße so stark wie Wolkenbrüche erzeugen.

Acht Sekunden – das ist kurz genug für höchste Dramatik und lang genug für dramatisches Scheitern. Die rechte Hand muss der Peão nach oben strecken, als große er die Zuschauer auf den 35.000 Sitzplätzen des Rodeo-Sta-



Am Mythos des Peão wird unermüdlich gearbeitet. Der harte Bursche, der den Stier bezwingt.

(Bilder: Castano Barrera/dpa, Oliver Weiner (unten))

dions von Barretos, und mit der linken Hand versucht er sich am Haltegriff festzukrallen, der dem Stier statt eines Sattels auf den Rücken geschmalt ist. Anders als Ochsen entwickeln Stiere eine starke Brustpartie und ein ober-schmales Hinterbein. Entsprechend wild und ungestüm fallen die Sprünge aus, mit denen sie die menschliche Last von ihrem Rücken zu schütteln versuchen. In weitem Bogen abgeworfen zu werden, das passiert dem Peão selten; er kramert sich ja an das Tier. Umso gefährlicher, wenn er dann doch passiert: Je näher bei dem bockenden, bis zu einer Tonne wiegenden Fleischpaket er zu Boden fällt, desto riskanter. Und wenn er die acht Sekunden übersteht – wie kommt er wieder herunter?

Antônio Carlos Rodriguez Damasceno, genannt Django, trägt die sonderbare Berufsbezeichnung „Lebensretter-Clow“. Seine Arbeitskleidung besteht aus einem blau-gelben Blouson mit roten Fransen, einem Jeansrock mit aufgenähten rosa Tüchern, rot-blau gestreiften Strümpfen und bunten Sportschuhen. Sein Job ist es, dem Peão den Abgang zu erleichtern: Bevor sich der Stier auf seinen abgeworfenen oder – nach den acht Sekunden – abgesprungenen Reiter stürzen kann, wirft sich Django dazwischen und lenkt das Tier ab.

Ablenken, das hört sich so einfach an. „Wenn wir Lebensretter nicht wären, gäbe es vermutlich gar kein Rodeo mehr, weil zu viele Peão getötet würden“, sagt Django selbstbewusst, und dann hebt er sein T-Shirt über den Bauch, zieht den Halsauschnitt über die Schulter, rafft das Hosenbein bis zum Knie: Narben über Narben. Seit 28 Jahren macht er den Job, zwölfmal hat er sich die Rippen gebrochen. Am schwimmten hat es ihn vor zehn Jahren erwischt, da lag er acht Tage im Koma. Während seines langen Berufslebens sind Dutzende von Freunden beim Rodeo ums Leben gekommen – Peões und Lebensretter. Warum um alles in der Welt macht man so einen Job? Das Geld ist es nicht: Django und sein Partner verdienen an einem normalen Rodeo-Wochenende, also von Donnerstag bis Sonntag, 1500 Reals, vielleicht auch 2000 – also höchstens 650 Euro. Dass überhaupt Lebensretter-Clovers in Aktion treten und bezahlt werden, haben die Peões

es den Veranstalter vor Jahrzehnten erst durch einen Streik abrotzen müssen. Aber was ist es dann, wenn nicht das Geld? „Die Gefahr! Das Risiko! Der Kampf! Die Herausforderung! Und natürlich der Applaus“, sagt Django schwermütlich wie ein Junger.

Die Lebensretter werden mit Geld bezahlt, der Peão rechnet in einer anderen Währung. Motorräder, Kleinwagen, Pickups sind die Rodeo-Preise, die sich staffeln wie Zwanziger, Fünfziger und Hunderter. Zum Beispiel Klebison Rogério, 24 Jahre, 19 Motorräder, ein Golf, ein Uno, ein Ford. Als er mit 18, nach nur einem Jahr Training, das erste Mal an einem Rodeo teilnahm, gewann er gleich ein Motorrad, und seitdem hat er ungerechnet gut 100.000 Euro an Preisen und Preisgeld eingenommen. Was macht man mit 19 Motorrädern? Verkaufen und das Geld in den väterlichen Betrieb stecken. Anders als die meisten Peões kommt Klebison nicht aus armen Verhältnissen. Er kann es sich leisten, Judo zu machen, um Tempo und Agilität zu trainieren. „Es ist ja nicht die Kraft, sondern die Technik, die den guten Peão ausmacht“, sagt er.

Natürlich träumt auch Klebison Rogério vom Aufstieg: Zuerst mal in Barretos siegen und dann in die USA gehen, wo immer noch das große Geld gemacht wird. Das Vorbild ist Adriano Moraes, 18 Motorräder, 28 Autos, drei Pickups. Der zweitgrößte Rodeo-Weltmeister ist Millionär, verdient seit zehn Jahren in Dollar – nicht nur Preis-, sondern vor allem Sponsorengeld, und nach Brasilien kommt er eigentlich nur noch wegen seiner 150-Hektar-Fazenda.

Nur in Kanada und den USA, in Australien und Neuseeland, in Mexiko und Brasilien ist Rodeo Volkssport. Brasilier: schiebt sich unauffällig an die Spitze: Ein Brasilianer ist Weltmeister, Barretos macht den großen Rodeo-Platzes Houston und Las Vegas den Rang streitig. 30 Millionen Brasilianer besuchen 1800 Rodeos im Jahr, die Acht-Sekunden-Ritte auf den Stieren ziehen mehr Zuschauer an als die nationale Fußballmeisterschaft oder der Karneval. Und Barretos ist für Rodeo-Anhänger was Bayreuth für Wagner-Fans ist. Früher war es die Fleischindustrie, die Herrscharen von

Männern auf monatelange Wanderschaft schickte, heute ist es die Unterhaltungsindustrie, die fast ganzjährig einen gigantischen Wanderzirkus in Bewegung hält. Peões, Lebensretter-Clovers, Rodeo-Richter, Stadionsprecher, Verleiher von Lautsprecheranlagen und mobilen Zuschauertribünen, Unterhaltungskünstler und nicht zuletzt die Verleiherinnen von Stieren und Pferden, alle sind sie unterwegs in dem riesigen Land unterwegs. Und obwohl alles nur Schau ist oder wohl gerade deswegen, wird unermüdlich der alte Mythos vom Peão reproduziert: Der harte Bursche, der den Stier bezwingt und den Jaguar schießt, der kein festes Dach über dem Kopf hat und nie mit der gleichen Frau im Bett liegt.

Natürlich wirkt dieser Mythos auf niemanden anziehender als auf den braven Familienvater, und so erklärt er sich auch, dass das Rodeo von Barretos auch eine Veranstaltung für Vati, Mutti und die lieben Kleinen geworden ist, ein gigantischer Rummelplatz mit Karussell und Zuckerwatte, Streichelzoo und dressierten Kinderstars, mit einer Messe für Angler, natürlich mit jeder Menge Western-Mode und neuerdings sogar mit einem Stand für Haushaltsgeräte. Nur durch die Öffnung des Kundenkreises war es möglich, dass dieses Jahr erstmals mehr als eine Million Besucher kamen. Das wiederum ist attraktiv für die Sponsoren: Banken, Mobilfunkler oder auch die beiden Schlachthöfe von Barretos, die bis heute, nach der Stadtverwaltung, die größten Arbeitgeber am Ort sind. Auch hochkarätige Show-Stars zieht es nach Barretos. „Wenn ich könnte“, sagt der Chef der „Independentes“ selbstbewusst, „dann würde ich Elvis Presley zum Leben erwecken und ihn zusammen mit den drei Terören in Barretos singen lassen.“

Zum Mythos passen aber auch Zonen wie die Avenida 43, wo man sich vor den Wettkämpfen zum Biertrinken trifft und sich am frühen Abend die Prostituierten auf den Autohauben räkel. Nachmittags um halb drei schon wird auf dem Campingplatz unter freiem Himmel gestrippt. Zehn Prozent der Einwohner von Barretos vermieten ihr Haus für die elf Rodeo-Tage, und mancher Mythus lässt für sich und sei-

ne Freunde den Whisky fließen, das Kokain stauben und die Puppen tanzen. Angeblich gibt es Rodeo-Freunde, die es vor lauter Feiern kein einziges Mal zum Rodeo schaffen.

Dabei ist Barretos ein abgrundtief harmloser Ort von gut 100.000 Einwohnern, ein Handelsstädtchen in einer breittenebenen Agrarregion. Orangen, Zuckerrohr, Soja, Kautschuk und Eukalyptus machen die Gegend reich. Im weiteren Umkreis, in Brasiliens Mittlerem Westen, leben über die Hälfte der 176.388.726 Rinder, die 2001 in Brasilien geschlachtet wurden. Die Autohersteller lokalisieren hier ein Drittel des brasilianischen Pick-up- und Jeep-Marktes.

Und die Tiere? „Companhia de Rodeo“ steht auf den gelben Viehtransportern, mit denen Simar Colombo seine 60 bis 70 Stiere von einem Rodeo zum anderen fährt. Er züchtet sie selber, aber das Geschäft, sagt er, ist eng kalkuliert; viel zu verdienen sei dabei nicht. Früher hatte Colombo auch Pferde, aber er hat sich dem Diktat des Marktes gebeugt: „Die Leute wollen Stiere sehen.“ Und für ihn als „Tropfseiner“, als gewerblichen Rodeo-Stierverleiher, sei das eigentlich auch ganz praktisch. Ein Stier kann immer noch geschlachtet werden, wenn er fürs Rodeo zu alt geworden ist, aber „Pferdefleisch ist in Brasilien niemand“.

Colombo hat Veterinärmedizin studiert und die Frage, ob das nicht eine gewaltige Schinderei für die Tiere ist, findet er ganz legitim. Nicht das Rodeo mache den Stieren Stress, sondern der Transport. Rodeos, die weiter als 600 Kilometer von seiner Farm entfernt liegen, fährt er nicht mehr an. Damit die Transportzeit unter zwei Stunden liegt, Donnerstags und samstags oder freitags und sonntags – mehr als zweimal pro Rodeo-Wochenende kommt jeder seiner Stiere nach dran. „Die haben also eine Wochenarbeitszeit von sechzehn Sekunden“, witzelt Colombo.

Nein, Rodeo hat natürlich nichts mit Stierkampf zu tun. Aber zweifeln ist nicht der Natur der Stiere eher, auf der Weide zu stehen, als bei ohrenbetäubendem Lärm in den engen Laufställen eingewängt auf ihren kurzen, großen Auftritt zu warten.